
Die Zollerklärung

Bora Ćosić

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2213

Um seine Bücher nach Berlin ausführen zu dürfen, muß der Erzähler, *persona non grata* im Serbien der neunziger Jahre, aus dem Gedächtnis einen Katalog seiner Bibliothek anfertigen. Doch die Inventur läßt sich nicht auf die Lektüre beschränken. Seine ganze Biographie wird an der »Zollstation der Geschichte« durchsucht und geprüft. Belgrad, wo er die längste Zeit zugebracht hat, imaginiert der Fortgegangene als Serie stummer Bilder: leere Häuser, leere Zimmer, verlassene Dekorationen – die Welt als gefegte Bühne, nachdem das Leben selbst abgetreten ist. Nur ein Herr im schwarzen Anzug ist in den Räumen seiner verlassenen Wohnung zurückgeblieben, sein Stellvertreter, eine Figur von Beckett. Ein Überlebender der Geschichte, dessen Zeugnis niemanden interessiert.

»Die Zollerklärung«, von der Melancholie des Abschieds gefärbt, ist die Lebensbilanz eines mitteleuropäischen Intellektuellen. Ein literarisches Dokument der Emigration und des Heimatverlusts, das nichts von seiner Aktualität verloren hat.

Bora Ćosić, 1932 geboren, schloß sich Mitte der fünfziger Jahre den Dichtern und Künstlern der serbischen Avantgarde an. In den letzten Jahren wurde er vor allem mit seinen Romanen *Die Rolle meiner Familie in der Weltrevolution* und *Bel Tempo* als origineller Chronist der jugoslawischen Wirren bekannt. Seit 1992 lebt er in Rovinj/Istrien und Berlin.

Bora Ćosić
Die Zollerklärung

*Aus dem Serbischen von
Katharina Wolf-Grißhaber*

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel *Carinska
Deklaracija* bei Feral Tribune, Split

3. Auflage 2015

Erste Auflage 2001

edition suhrkamp 2213

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12213-6

Die Zollerklärung

...nicht über Philosophie, vor welcher wir ja aus Mitteleuropa nach Norden geflohen waren.

Thomas Bernhard

In einem Zimmer unserer Berliner Wohnung gibt es eine seltsame Kante, als wäre von außen ein Schiff mit seinem Bug hineingestoßen und da vor Anker gegangen. So ist eine Titanic in den Körper unseres Lebens eingedrungen – nicht gesunken, sondern nur als Zeichen, daß man außerhalb dieses Lebens noch mit vielem rechnen muß. Wir sind beim Ausladen, mitten im Umzug, viele Dinge sind in den aus unserem ehemaligen Land eingetroffenen Kartons, sie müssen nur ausgepackt und in eine neue Ordnung gebracht werden. Wenn das geschehen ist, werden es nicht mehr die Dinge sein, die wir dort zurückgelassen haben, sondern andere, verändert von der Zeit, in der wir sie weder betrachtet noch berührt haben. Wir haben jetzt also eine in der Zwischenzeit entstandene neue Ansammlung von Gegenständen, die für sich allein, ohne unser Beisein existierten. Während die vertrauten Dinge sich in der Zwischenzeit in unserem Vergessen aufgelöst haben. Denn auch uns selbst, unsere eigene, frühere Gestalt, haben wir vergessen, nachdem uns die jüngsten Erfahrungen, das andere Klima und das Alter eine neue Maske angepaßt haben.

Das Alter ist auch eine Art Klima, wechselhaft, der Norden hier bekommt ihm sehr gut. Als lebte die ganze Welt zuerst irgendwo am Äquator und begäbe

sich erst mit Beginn des Alters nach Norden, wo das natürliche Ende jeden Lebens liegt. Dies ist demnach die Chronik eines Umzugs, der in der Jugend beginnt und dessen Ende sich jetzt schon langsam erahnen läßt. Denn wenn er zu Ende ist, muß es da auch kein Leben mehr geben. Der Vorsatz, aus meinem südlichen Land zu fliehen, hat auch den Zweck, mein Alter von einer Schande zu befreien, die jede Jugend in sich trägt. Dort unten wächst ein neuer Staat heran, dessen Gesetze ich nicht verstehe, und sie wiederum dulden mein Alter nicht mehr. Die Gesetze haben leichtes Spiel mit jungen Straftätern, aber ein Brocken sind die Alten, die aus den trügerischen Regeln den Kern von Schwindel und Betrug herauszulesen verstehen.

Mich quälen schwere Träume von Zöllnern. Die ein Verzeichnis meiner Bibliothek verlangen, eine Liste der Bücher, die ich ausführe. So wissen sie dann, welche Bücher ich in meinem Leben gelesen habe und welche ich vielleicht noch lesen werde, später einmal. Da aber schon alle Bände irgendwo im Belgrader Vorzimmer in Kartons verpackt sind, mit Bindfaden verschnürt, muß ich das hier, in Berlin, aus dem Gedächtnis erledigen. Die ganze Geschichte meiner Lektüre aus dem Gedächtnis zusammenstellen. Da können einem viele Fehler unterlaufen. Daß ich mir einbilde, Bücher zu haben, die ich überhaupt nicht habe. Und ich das, was sich in dieser Ansammlung befindet, weitgehend vergessen habe. Weil mich die ganze Lektüre meines Lebens nicht mehr wie früher interessiert. Und vielleicht müßte ich auch etwas zurücklassen, nur wo? Das überträgt sich dann auf vieles andere. So stelle ich

im Halbschlaf Listen auf, was ich aus meinem ehemaligen Leben mitnehmen könnte. Weil man mich vielleicht an der Grenze bei Szombatka, wo Kosztolányi lebte, danach fragen wird. Und wenn ich keine genauen Angaben über Begebenheiten, an denen ich beteiligt war, mache, kann ich sie womöglich nicht ausführen. Obwohl mir scheint, daß ich auch unabhängig von den Zollorganen so eine Liste aufstellen sollte. Welche Leute ich gekannt habe und wo ich überall war. Andernfalls muß ich meine ganze Erinnerung an der Zollstation zurücklassen. In einer dafür vorgesehenen Lagerhalle. Die es ohnehin im Leben eines jeden geben sollte. Wo alles anständig geordnet und in einem übersichtlichen Katalog verzeichnet ist. Mit vielen Abteilungen und Rubriken. Weil der Mensch sonst vielleicht nicht wüßte, wo er überall gewesen ist und welche Leute er getroffen hat. Ich glaube, das ist eine Maßnahme zu seinem Schutz. Denn würde er alles behalten, was er jemals gesehen hat, müßte er verrückt werden. Deshalb reduziert er seine Geschichte auf die wichtigsten Handlungsstränge. Auf einige Inhalte, die er bereit ist, in Listenform niederzuschreiben. Für den Fall, daß sich einer vom Zoll oder sonst wer dafür interessiert. Um alles andere, was ebenso zu seinem Eigentum gehört, auf diese Weise zu verbergen. Als hätte er manches niemals besessen und wäre, wenn er am anderen Ende der Welt seine Kartons öffnete, recht überrascht. Er fragt sich, ob etwa dieses Säckelchen hier überhaupt ihm gehört oder nicht durch einen Irrtum hereingeraten ist. Durch ein Versehen der Personen, die seine Sachen in Abwesenheit des Besitzers gepackt haben. Die Leute, die unsere Gegenstände für

diesen Umzug fertiggemacht haben, hätten ja denken können, genau so ein Glas müsse uns gehören, obwohl es überhaupt nicht unseres ist.

Dann erwache ich aus dem Halbschlaf und sehe ein Fenster, erleuchtet, auf der anderen Seite des Hofes. Ich stelle mir vor, daß dort ein Pole lebt oder ein Marokkaner. Jemand, der auch eine Liste von Büchern anfertigen muß, die aus Polen oder Marokko kommen sollen. Auf polnisch oder in der Sprache des marokkanischen Staates. Denn ohne diese Liste werden sie ihre polnisch-arabischen Bücher am Ufer des Lietzensees im Bezirk Charlottenburg nicht mehr lesen können. Sie sind für mich Partner in der Schlaflosigkeit und Brüder beim Aufstellen von Listen, die ihr Leben betreffen. Nur daß in meiner Liste Fakten stehen müssen, die sich hauptsächlich auf mein südliches Land beziehen, bei ihnen aber auf die graue Heimat in unserer Nachbarschaft, Polen, wie auch auf den heißen Sand Marokkos. Vielleicht fällt es den beiden leichter als mir, doch vielleicht auch nicht. Denn sie wissen womöglich gar nicht, daß sie diese Listen anfertigen müssen, während ich es weiß. Und zwar nicht nur für mich selbst, sondern auch für sie. So kommt es, daß ich jetzt auch in ihrem Namen notiere, was in ihrem Besitz war, anstatt mich nur um mich selbst zu kümmern. Und all dem endlich einmal ein Ende zu machen. Denn wenn ich Listen vom Leben aller, besonders vom Leben jener, die wie ich hierher nach Norden gekommen sind, zusammenstelle, werde ich niemals fertig. Deshalb kehre ich aufs neue zu meinen Sachen zurück, die ich nach dem Gedächtnis aufschreiben soll. Denn was in der Liste fehlt, werde ich

hinter der Grenze zurücklassen müssen. Wer weiß wem zur Aufbewahrung. Weil das, was meinen Besitz ausmachte, in dieser Gegend fast niemanden interessiert. Und der ganze Wust meines Lebens bliebe dann auf der Straße, im Staub und vielleicht im Regen zurück. Das Menschenleben, das abgelaufene Menschenleben, steht ja immer auf einer fremden Straße, im Regen. Das weiß jeder, der einmal auf sein Leben zurückblickt. Besonders an einer Grenze. Wo alles ordentlich angemeldet und eingetragen werden muß. Ohne Anmeldung und Eintragung wird uns nichts von dem bleiben, was einmal unser war.

Für viele Menschen hier endet das europäische Bürgertum irgendwo in der ungarischen Puszta, wo ein sehr reicher Herr in Stiefeln seine Ländereien inspiert. Die er von seinem Pferd herab voller Verachtung betrachtet. Denn so sollte es ja auch sein, daß der Besitzer sein Eigentum verachtet und es zu Recht als Last betrachtet. Deshalb teile ich die Vorstellung von den reichen Ungarn, die zudem große Melancholiker sind. Ein Beispiel dafür ist der berühmte Schriftsteller ungarischer Sprache Kosztolányi. Ein Meister der Melancholie und akribischer Beschreiber kleiner Details aus dem Hause unserer Klasse, der bürgerlichen. So sehen wir jetzt, daß dieses Gefühl der Bedrücktheit manchmal von der Armut herrührt, aber oft auch davon, daß wir mehr haben, als wir brauchen. Dieses Gefühl reicht viel tiefer, bis hinunter zum europäischen Kap, wo in Griechenland das Bürgertum seinen Anfang nahm. Und die ersten Herren der Welt. Ich weiß, daß die Herren nicht ausschließlich zur bürgerlichen Klasse gehören. Es gibt sie auch anderswo.

Herrentum überhaupt ist eine Krankheit, vielleicht am ausgeprägtesten in dem Augenblick, da aus Nietzsches Tier mit einem Mal der kranke Bär, der Mensch, wurde. Auch das Eichhörnchen, das sich irgendwo eine Krankheit geholt hat, hat seine Fröhlichkeit verloren. Das hat am besten Tschechow gezeigt. Diese menschlichen Eichhörnchen, die ihre Munterkeit eingebüßt haben und nicht mehr so gelenkig von Ast zu Ast springen können. Aber ihnen sind als Schaukeln der Natur die Korbmöbel im Garten geblieben, der bald abgeholt wird. All das sage ich im Namen der Spezies Mensch, die einst sehr munter war und dann auf einmal ihre ganze Fröhlichkeit verlor. Das hat als erster Hamlet ausgesprochen, der sich auf seinen Liebeskummer herausredete, aber eigentlich viel mehr an einem Unglück litt, das von seinem Herrentum herührte. Denn wäre er nicht so ein vornehmer Herr gewesen, hätte er den Übeltäter gleich vom Hofe vertreiben können, ohne lange nachzusinnen. Das weiß ich ja selbst am besten. Weil sich viele von uns in ihrem Innern unschlüssig darüber waren, was sie mit den Übeltätern, die uns umgaben, tun sollten. Und als Folge dieses verrückten Herrentums haben wir sie gelassen, wo sie sind, und statt dessen unsere Bücher und zwei, drei von Großmutter's Barockbechern gepackt und sind nach Norden gezogen, wie auf einen Elefantfriedhof.

Hamsun war gegen Ende seines Lebens völlig taub. Man behauptete gleichzeitig, er sei verrückt, aber er bestand starrköpfig darauf, daß er völlig gesund, auch geistig gesund, nur eben taub sei. Und relativ schlecht sehe. Die Personen um ihn herum konnten ihm keine

Brille besorgen, sondern nur eine Lupe. Jetzt habe auch ich Probleme mit meiner Brille, die an der Fassung gesprungen ist, so daß ein Glas herausfällt. Dann versuche ich, sie mit dem Nagellack meiner Frau zu kleben, was eine Zeitlang hilft. Ich weiß nicht, ob diese leidlich reparierte Fassung zu den Waren gehört, die verzollt werden müssen, oder ob meine Sehschwäche jetzt eine verdächtige Ware ist, die ich über die Grenzlinie meines Landes schaffen möchte. Vielleicht macht es meinem Volk nichts aus, Menschen mit irgendwelchen Gebrechen in die Welt zu lassen, aber vielleicht insistiert es sogar darauf. Und zurück bleiben schließlich nur diejenigen, die gut und klar sehen, und wir mit den schlechten Augen raffen uns so schnell wie möglich zum Gehen auf. So kommt mir wieder Hamsun in den Sinn, der in seinem eigenen Land als Verräter angesehen wurde, obwohl er schon über neunzig war. Doch ein Mensch in einem so hohen Alter kann nur der Verräter seiner eigenen Jugend sein. Die er vor langer Zeit hinter sich gelassen hat, um sich in das für Elefanten bestimmte Alter aufzumachen.

So gehe auch ich in meinem Alter umher, das zwar noch kein Elefantenalter ist, aber trotzdem. Ich sehe etwas schlechter als früher und höre nicht mehr gut. Nur daß ich im Alter das Gehör nicht so dringend brauche. Wenn ich alt bin, habe ich schon alles gehört, was man hören sollte, sogar das, was ich immer noch nicht weiß. Und was man mir als die neueste Neuigkeit mitteilen möchte, will ich überhaupt nicht hören, sondern tue so, als hätte ich sie längst erfahren. Was vielleicht auch stimmt. Weil die neuesten Neuigkeiten aus Kombinationen des bereits Bekannten bestehen.

Das Neue aus dem Alten kombinieren kann ich selbst dann noch, wenn ich, taub, von meiner Umgebung abgeschnitten bin. Die vielleicht von mir abgeschnitten ist und nicht umgekehrt. Ein Paradox der Engländer aus der Zeit des Großen Krieges. Während ihre Insel von Europa abgeschnitten war, meinten sie, es verhielte sich umgekehrt. Diese Position ist, denke ich, sehr vernünftig. Denn bei der Taubheit eines alten Menschen verlieren die, die ihm etwas, was auch immer, sagen, viel mehr als er selbst. Denn er weiß es ohnehin, weil er die Dinge, die er früher gehört hat, zu kombinieren versteht. Während diejenigen, die er nicht hört, durch nichts kompensieren können, daß er sie nicht hört.

Jetzt stellt sich heraus, daß die Listen mit meinen Sachen, die ich teilweise auswendig zusammengestellt habe, nicht ausreichen. Ich muß mein Gepäck anmelden wie wir jemanden, der sich wer weiß welchen Vergehens schuldig gemacht hat, bei der Polizei anzeigen müssen. Indem wir beiläufig eine genaue Beschreibung des Betreffenden liefern und was er sonst noch alles auf dem Gewissen hat. Dafür gibt es spezielle Formulare, die penibel auszufüllen sind. Nur daß ich selbst nicht weiß, was alles zu meinem Eigentum gehört, jetzt, am Ende des Weges. Deshalb habe ich auch beschlossen, die zuständigen Personen darüber zu informieren, und dadurch erfahre womöglich auch ich allerlei. Denn erst wenn ich anfangs aufzuzählen, was ich alles in ein anderes Land mitnehmen möchte, erinnere ich mich vielleicht an das, was ich sonst noch besitzen habe. Manches Stück aus meinem Besitz werde ich auf dem Weg zurücklassen, soll es nehmen wer

will. Ich würde den größten Teil meines Gepäcks ohnehin gern in einem Restaurant an der Grenze stehenlassen, unter dem Tisch. Und dann nur mitnehmen, was ich in den Händen tragen kann. Nur daß ich nicht mehr in der Lage bin, Gott weiß was in den Händen wie auch in mir selbst herumzutragen. Dem Menschen werden mit der Zeit die Dinge immer schwerer in den Händen wie auch in ihm selbst. Und er möchte alles loswerden und so tun, als hätte er es unter dem Tisch vergessen. Das wäre die schmerzloseste Methode für alle. Außer daß der junge Zöllner mißtrauisch würde, zu Recht, wenn ich ihm sagte, ich hätte nichts anzumelden. Vielleicht würde er sogar böse werden. Ich, in der Eigenschaft eines Zollbeamten, würde mich genauso ärgern über jemanden, der erklärt, er habe nichts. Weder zum Anmelden noch zum Nichtanmelden. Ein Mann ohne alles in einer Zollerklärung ist an einer Zeitgrenze eine absolut verdächtige und womöglich höchst gefährliche Person. Denn wer nichts hat, ist zu allem bereit, wer aber etwas besitzt, wird durch diese Habschaft dazu gebracht einzugestehen, was er hat. Und nicht nur das, er wird uns womöglich sagen, was andere haben. Und noch wer weiß was alles über diese anderen Leute, nach denen wir ihn gar nicht gefragt haben. Halten wir ihm nur den Köder hin, daß er seine Habe anmelden muß, wird er vielleicht ungeahnte Dinge preisgeben. Das weiß ich selbst am besten. Wenn ich durch meine Bücher etwas anmelde, was ich gar nicht anmelden wollte. Wir sind am Zoll, da muß man zeigen, was man hat und was alles in den Koffern ist. Schon dadurch bin ich aufgefordert zu denunzieren, was in meinem Gepäck, dem Lebens-

gepäck, gewesen ist. Und wenn sie uns fragen, was wir zu deklarieren haben, muß ich mich an alles für eine solche Anmeldung Interessante erinnern. Nur bei dem, was mir am wichtigsten ist, werden die Zollbeamten vielleicht abwinken und sagen, es interessiere sie nicht, und das, was mir unwichtig scheint, wird möglicherweise zu einem Objekt, für das man eine hohe Summe bezahlen muß.

Ich bin in einer Prüfung, ich lege das Abitur im Fach Verlassen meines Landes ab, und meine Prüfer sind Milchgesichter, die den Stoff dieses Faches überhaupt nicht kennen. Sie verbringen ja ihr Leben an einer Grenzstation, und es ist, als ob sie in niemandes Staat lebten, sondern irgendwo dazwischen. Sie denken vielleicht auch nicht darüber nach, ob es einen Unterschied zwischen den beiden Ländern gibt, wo sie ihre Grenzsperrre aufgestellt haben, und vielleicht wissen sie auch nicht, warum solche Sperren aufgestellt werden. Ich weiß es auch nicht. Mir scheint es fast unmöglich, mitten auf einem Feld ein Hindernis zu errichten, so daß der eine Teil zur einen und der andere Teil zur anderen Welt gehört. Das sind vielleicht auch gar keine wirklichen Welten, sondern nur ein gemeinschaftliches Feld mit diesem Irrtum in der Mitte. Weil die Grenze größtenteils ein Irrtum ist, der davon spricht, daß sich die Menschen voneinander unterscheiden, was sie nach und nach vielleicht wirklich tun. Mich hat man in diesem Lehrsaal der Geschichte aufgerufen, die Frage nach meiner Tasche und ihrem Inhalt zu beantworten. Ich kann mich darüber nicht ganz frei äußern, weil ich den Inhalt meines Gepäcks nicht bis ins Detail kenne. Und um mich an alles zu er-

innern, was ich in ein anderes Land mitnehmen möchte, bräuchte ich viel Zeit. So lange kann der junge Zöllner an der Schranke in einer europäischen Tiefenebene nicht warten. Denn hinter mir stehen noch viele andere, die auf dieselbe Frage antworten müssen. Manche von ihnen wissen ganz genau, was sie haben und was sie als ihr Leben anmelden müssen. Würde ich an der Grenze Dienst tun, würde mich das am mißtrauischsten machen. Andererseits würde ich jene, die nicht wissen, was sie in ihrem Bündel tragen, ohne Kontrolle durchlassen. Denn was einem Menschen im Weggehen nicht einfällt, kann auch für uns als Organe des untadeligen Zollwesens nicht von Interesse sein.

Das ist nicht metaphorisch gemeint. Ein Land zu verlassen hat etwas von Promiskuität an sich: bisher führten wir die eine Ehe, und jetzt stellen wir uns doch tatsächlich auf eine andere Braut ein. Und dieser anderen muß man sich ganz behutsam nähern, wie es eine junge Frau verdient, nicht einfach irgendwie. Man betrachtet mich jetzt als Bräutigam oder – noch interessanter – als Witwe. Ich bin eine Witwe, der die Ehe in einem Staat abhanden gekommen ist, und mache mich nun auf, anderswo zu heiraten. Jetzt wird mir der Verdacht der Leute um mich herum klar, ich hätte schon in der früheren Ehe etwas anderes im Schilde geführt.

Man wird mir am Grenzübergang vermutlich die Frage stellen, ob ich ein Tier mitführe. Einen Vogel oder wenigstens einen Hund. Denn dieses Land möchte anscheinend all seine Tiere behalten, die Menschen aber wohl eher nicht. Soll von den Menschen gehen, wer gehen will, während es den Tieren nicht gestattet wird. Womöglich auch nicht dem winzigsten

Käfer, den jemand in einer Schachtel versteckt, und auch keinem Schmetterling, sei er nun von Nabokov oder nicht. Ich habe meinen Vogel, ein Rotkehlchen, irgendwo zurückgelassen und weiß nichts mehr von ihm. Und mein Hund ist beizeiten eingegangen, so daß ich ihn nicht anmelden muß. Nur daß jemand auf die Idee kommen könnte, ich selbst sei dieser ehemalige Hund, der rechtzeitig eingegangen ist. Und versteckte mich als Hund in meiner Menschengestalt. Ich denke ohnehin schon seit geraumer Zeit von meinem Leben wie von einem Hund, nur weiß ich nicht, ob man mir das anmerkt.

Heute gehe ich mit meinem Leben um wie früher mit meinem Hund, als ich mich darum sorgte, was ich mit ihm anfangen sollte und wem ich ihn, falls nötig, anvertrauen könnte. Damit will ich nicht sagen, daß mein Leben ein Hundeleben geworden sei, sondern nur, daß auch dieses der Fürsorge bedarf, wie ich sie früher meinem alten Hund habe angedeihen lassen. Denn solange ich den Hund hatte, sorgte ich mich, was ich mit ihm tun könnte. Da ich ihn nun einmal angeschafft hatte, konnte ich ihn nicht mehr vernachlässigen, er blieb bei mir, bis er verreckte. Jetzt begreife ich, daß mein Leben ein Hund ist, für den ich sorgen muß, damit er nicht verlorengelht oder unverhofft gestohlen wird. Mein Hund, das Leben, hat von meinem Kopf Besitz ergriffen wie ein Alptraum, denn die Sorge darum nimmt all meine Gedanken in Anspruch, so wie ich damals, als ich den Hund hatte, unentwegt an ihn gedacht habe. Vielleicht gibt es auch einen »Hundewahn«, wie es wohl auch einen »Lebenswahn« gibt, wenn die ausschließlich um dieses Leben kreisen-

den Gedanken in krankhafter Vielzahl auftreten. Vielleicht ist jede »Vielzahl« bereits eine Erkrankung, weil es alle Dinge in der Einzahl geben müßte und nicht in ermüdender Mehrzahl. Oder bin ich in die Jahre gekommen, wo mich schon die kleinste Verpflichtung, ermüdet? Das ist jetzt meine Lebensphase, die Phase der Sorge um das eigene Leben, wie sich der Mensch um seinen Hund sorgt. Vielleicht ist es eine Eigenschaft des Menschen, daß er sich immer um dieses oder jenes auf der Welt sorgen muß, daher kommen Hunde so oft in seinem Leben vor, aber weshalb muß dann dieses Leben der Gegenstand seiner für den Hund bestimmten Sorge sein?! Eigentlich sollte der Gegenstand der Sorge unbestimmt und offen sein, so daß sich jeder um verschiedene Dinge und Angelegenheiten sorgen kann und nicht nur um den Hund, den er hat, und nicht nur um das Leben, das ihm auch gegeben ist, an der Leine, ein für allemal. Damit will ich sagen, daß ich mein Leben an der Leine führe, wie ich auch meinen Hund, als ich ihn noch hatte, an der Leine geführt habe. Allerdings nicht immer, ich habe ihn auch herumrennen lassen. Aber diese Zeit scheint unwiederbringlich vorbei, und mir bleibt jetzt nur noch die eine Verhaltensweise »mit Leine«, und keine sonst. Früher stand mir ein unvergleichlich größeres Repertoire an verschiedenen Verhaltensweisen zur Verfügung als heute. Deshalb weiß ich auch nicht, wie ich in diesem Moment mit meinem Leben anders umgehen sollte als mit meinem Hund. Diese Idee von meinem eigenen Leben will mir einfach nicht aus dem Kopf, so wie es mir früher nicht gelungen ist, den Hund, die Ursache meiner Sorge, zu vernachlässigen.